

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 116 (1990)
Heft: 43

Artikel: Eingeflogen und ausgetrickst
Autor: Scherrer, Sigi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-616479>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eingeflogen un

Der namhafte Schriftsteller Adolf M. wird von seinem ehemaligen Studienkollegen, Dr. Jakob E., zu einer Lesung eingeladen. Der Schriftsteller fliegt von Berlin nach Zürich und fährt von dort mit einem Mietauto hinaus in die Provinz. Mit einer halben Stunde Verspätung kommt er in dem wachstumsge- störten Ort an. Aber das ist ewig zu früh in dieser Komödie Dürrenmattscher Häme.

VON SIGI SCHERRER

Sind alle da? Alle sind da. Der Hörsaal, eine kahl-graue, beklemmende Unwirtlichkeit, ist zu 75 Prozent belegt. Die Buchhändlerin des Orts hat zwei Gehilfinnen gebracht, der kandidierende Kommunalpolitiker seine Gattin (geschminkt), die Kollegen des Herrn Dr. Jakob E., allesamt Dozenten an der hiesigen Ingenieurschule, haben eine professionell gespannte Miene mitgebracht, die paar Deutschlehrer der weiterführenden Schulen ihre Bérets, Leserinnen ihre Freundinnen, die später das neue Buch von Adolf M. kichernd kaufen und davon angetan sein werden. Sie alle erweisen dem Lokalintellektuellen ihre Reverenz für seine achtbare Leistung, einen berühmten Autor aus Berlin einfliegen zu lassen.

Der jedoch fehlt. Draussen auf dem Korridor trippelt der Herr Doktor nervöser und kurzatmiger werdend hin und her und blickt zweimal pro Minute auf seinen Two-timer. Neun Jahre lang hat er für diesen Abend mit dem Autor korrespondiert, muss ihn also brieflich förmlich zermürbt haben; das darf doch nicht an einem Nebel über Kloten oder am Stau auf der Autobahn scheitern.

Nein. Die Schmach bleibt ihm erspart. Kurz vor halb neun eilt der Ersehnte mit einem dünnen Aktentäschchen unter dem Arm über den Vorplatz, hinter ihm, wie eine Staubfahne, vier junge Menschen, des Autors Tempo mühsam einhaltend. Gefolgsleute, wahrscheinlich Studenten, die ihn in der Provinz vor der gähnenden Trostlosigkeit beschützen sollen.

Der Autor zwingt sich aus dem für die Jahreszeit viel zu warmen Mantel heraus, während der Herr Doktor vor der Tür steht und mit dem Ledermäppchen, das er dem Schriftsteller hilfsbereit abgenommen hat, den Weg weist. Dieser mehr drohenden als einladenden Geste würde der demütige Adolf M. auch sofort Folge leisten, vermisste er im Augenblick nicht genau jenes Aktentäschchen, mit dem ihm – jetzt schon barsch damit wedelnd – Eile bedeutet wird. Hier, hier, flüstert der Herr Doktor und

schwenkt das Mäppchen hoch. Ah ja, sagt der Schriftsteller und täuscht ein verlegenes Schmunzeln vor.

Draussen setzt er sich ohne Umschweife an ein karg beleuchtetes Warenhaustischchen, der Herr Doktor Jakob E. dreht das Neonlicht zurück, Adolf M. kramt eben nicht, sondern zupft sein neues Buch aus dem dünnen Aktenmäppchen, will wahrscheinlich ein paar Worte der Entschuldigung anbringen, jedenfalls macht er eine um Verständnis heischende Miene beim Atemholen – zu reden aber beginnt der mit einem Mikrophon ausgerüstete Herr Doktor.

Nach drei, vier Wörtern merkt der Begrüssende, dass mit Mikrophon und Verstärker etwas nicht stimmt. Er beginnt nochmals. Aber das hilft nichts. Sofort erhebt sich sein Kollege, der in diesem Hörsaal Physik und Elektrotechnik unterrichtet, steigt den Mittelgang hinab und dreht die Verstärkeranlage hoch, bis die Lautsprecher das Grundrauschen der Elektronik wiedergeben. Nun nickt er dem Herrn Kollegen ermunternd zu, dieser räuspert sich erst zaghaft, dann tüchtig – es rauscht schön gleichmässig weiter. Das Publikum ist über die Vorstellung erbaut. Mittlerweile hat der unpraktische Doktor Jakob E. das Mikrophon gemustert und den Einschaltknopf gefunden. Weil ausser ihm alle im Saal wissen, was gleich geschehen wird, steigt auch die Stimmung. In der Provinz meint man ja immer noch, Unterhaltung sei primär Schadenfreude. Greulich heulen die Boxen auf, der Physikprofessor reagiert schnell, abrupt verebbt das Gelächter, und das Gesicht des Schriftstellers entspannt sich. Anscheinend amüsiert sich Adolf M., ohne jedoch sicher zu sein, welche Rolle ihm in dieser Einlage zugeacht sei.

Er freue sich, sagt jetzt zum dritten Mal der Herr Doktor, dass er den grossen Schriftsteller hier in unserer Schule begrüssen dürfe ... Ehre usw., gemeinsame Studienzzeit ... das Wort erteilen. Bitte, Adolf. Er, er mag jetzt nicht mehr begrüssen, vielleicht denkt er sogar kurz an Flucht, aber die Türen sind zu. Sein Kollege von einst legt ihm die Mikrophonkordel um den Hals und unterweist ihn halb flüsternd im Ge-

brauch des Geräts. Nein, er ist nicht verzweifelt, hier und heute abend nicht, er ist nur festgenagelt.

Er öffnet das Buch und beginnt zu sprechen, hoch übers Mikrophon hinaus, so dass dieses ausser Funktion bleibt, man hört seine Stimme unverfälscht. Erst erzählt er kurz über die Geschichte, die er lesen wird, nicht nach Einführung, sondern fast nach Rechtfertigung hört es sich an, warum gerade diese und weshalb keine andere Geschichte als die über das Sterben seiner Mutter. Das ist ein Plädoyer, und die verschworenen Zuhörer sind eine Mauer. Dann also beginnt er zu lesen. Er liest ohne Vehemenz, dafür mit einer routinierten Behutsamkeit und einem Timbre, das gewinnend ist. Das Publikum, spürt man, beginnt zu lauschen. Es hört plötzlich Nuancen und Feinheiten. Und Schönheiten hört man, die einen ganz feierlich stimmen. Man gewahrt nichts mehr von der Kahlheit des Raumes und der Dumpfheit des synthetischen Dämmerlichts; man ist da und doch anderswo: Die Sprache hat ihre Feierstunde. Für 45 Minuten – so lange liess sich der Erzähler Adolf M. Zeit für die Geschichte – haben die Zuhörer sich zu Ergriffenheit verführen lassen; man meint, es sei wärmer im Hörsaal und die Luft weicher geworden. Stillster Einklang, das war es gewesen.

Jetzt stellt sich der Autor für Fragen zur Verfügung; sagt, so sei er es gewohnt, und lächelt eine Spur erwartungsfroh. Aber das Provinzpublikum ist sich solches nicht gewohnt. Ihm war es schon genug, ergriffen gewesen zu sein. Niemand traut sich, einer Kapazität eine Frage zu stellen. Es könnte ja eine falsche Frage sein. Und wenn es eine richtige wäre, könnte man ihm das Fragen als Profilierungssucht auslegen – nein, keine Fragen.

Der ebenfalls verunsicherte Herr Doktor findet glücklicherweise bald einmal erlösende Dankesworte und verweist auf einen wackeren Tisch, der mit Türmen von Büchern und einer kleinen orangen Kasse belegt ist.

Der Ansturm ist beachtlich, weil niemand es wagt, wegzugehen, ohne ein Buch gekauft zu haben. Die Mutigeren begeben sich zum Tischchen des Schriftstellers und lassen signieren, die andern stehen sich mehr oder minder auffällig davon. Zurück bleibt die Crème de la Provinz, deren Vertreter noch ein paar Worte mit dem Autor – so von Kapazität zu Kapazität – wechseln wollen und die vor allem darauf aus sind,

nd ausgetrickst

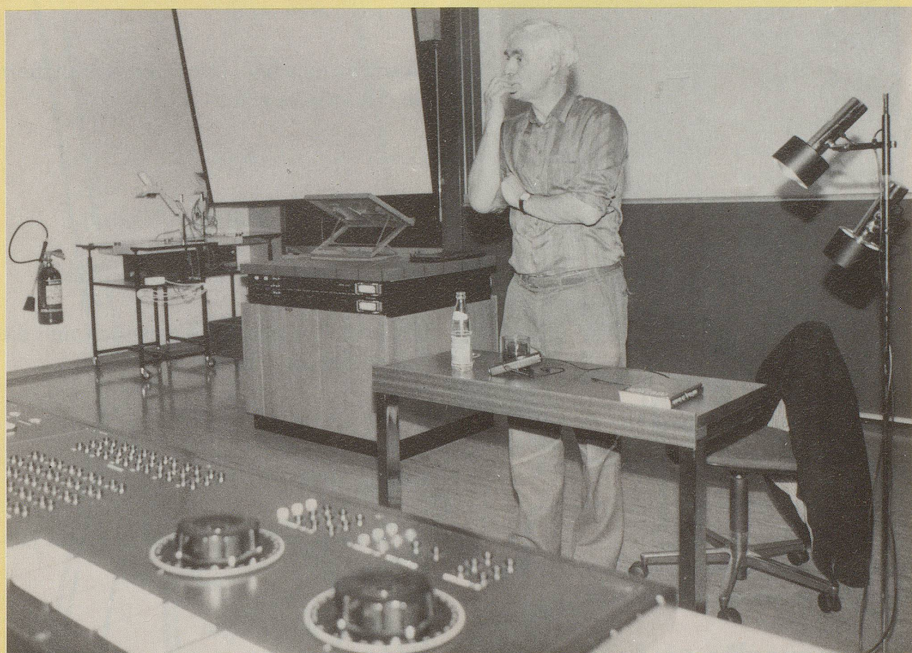


Bild: SIGI SCHERRER

Der Autor ist nach der Lesung vergebens bereit, Fragen aus dem Publikum zu beantworten ...

beim gemütlichen Zusammensitzen dabei zu sein. Der Autor ist also noch nicht erlöst. Er nimmt die Einladung an. Es wird ein Spiessrutensitzen werden.

Da fährt die Clique also los, zu einem Restaurant leicht ausserhalb, das das neueste des Orts ist und daher das kläglichste. Offenbar schämt man sich der urchigen, wenn auch nicht sehr typischen Beizchen, in denen es halbdunkel ist, weil der Wirt Strom spart, in denen es eine Holztäferung, eine Kassettendecke und unvergleichlichen Apfelkuchen gibt oder Schinkenbrote, die eine ganze Mahlzeit ausmachen. Dorthin also nicht. Man lotst den Mann des Worts aus dem Kaff in ein Restaurant, das sich städtisch zu geben bemüht.

An der absehbar langen Tafel – der Herr Doktor hat sehr ausgewählt eingeladen – wird dem Autor natürlich der Platz in der Mitte zugewiesen. Für die vier unerwarte-

ten Begleiter zerrt der in der Dozentenhierarchie zuunterst Stehende ein Tischchen herbei, zerknirscht schaut er dabei schon aus. Eine Serviertochter, der es Wurscht ist, wie erlaucht diese literarische Gesellschaft immer auch sei, bringt mit fröhlicher Miene ein Tischtuch, das sie mit flinken Bewegungen glattstreicht.

Der Schriftsteller ist jetzt eingekesselt, und jetzt erst, wo er wehrlos ist, fallen die falschen Fragen, deren Antworten man gar nicht hören will, sondern die nur dazu da sind, um sich endlich unter seinesgleichen ins rechte Licht zu rücken. Die Peinsamkeit der Situation ist schrill.

Der Herr Doktor wälzt dann ein paar gemeinsame Erinnerungen aus der Studienzeit heran (Weisst du, was aus Rösli Niederer geworden ist? – Ja, ich glaube, die hat Romanistik studiert und unterrichtete eine Zeitlang in Basel, bis man ihr ein Bein am-

putieren musste usw.), um endlich zu seiner Person als Dozent und Schriftsteller zu kommen. Ah ja, sagt der berühmte Schriftsteller und hebt interessiert die Augenbrauen. Ja, sagt Jakob, er habe für die Firma eines Freundes ein Buch geschrieben, das sauschön, er müsse sagen, sauschön geworden sei. Ob er eines hier habe? Draussen im Auto, antwortet Jakob mit geschickt getarnter Bescheidenheit. Es sei ja ein ausserordentlicher Glücksfall gewesen, fährt er fort, er sei von der Schule für ein Jahr freigestellt worden und habe sich, erzählt er uns, weil Adolf M. mit einer ihm schräg gegenüber sitzenden Dame (ungeschminkt) über den hier wachsenden Wein ins Gespräch gekommen ist, er habe also umfassend recherchieren und am Werk so lange arbeiten können, bis es seiner Kritik standgehalten habe. Aber noch besser sei es ihm ergangen, gell, sagt er zu seiner Frau, die die ungeschminkte Dame ist, als er eine Monographie über eine ortsansässige Künstlerin habe verfassen müssen (eine Hobbymalerin, die durch alle Stilrichtungen geistert). Lange habe er über die Aufgabe nachgedacht, und an einem Freitag, nach Schulschluss, habe er sich in seinem Büro in der Höheren Technischen Lehranstalt ans Pult gesetzt und sei vier Stunden später mit dem fertigen Manuskript heimgekommen. Er habe es seiner Frau gezeigt, gell, und die habe befunden, dass daran kein Wort mehr zu ändern sei. Ah ja, sagt der Schriftsteller.

Aber der Herr Doktor Jakob E. ist noch nicht zu Ende. Er erzählt von der Schule und der Geschichte und der Politik und der Literatur und verkneift sich natürlich nicht, verschämt zugeben zu müssen, dass er bei Staiger mit «summa» abgeschlossen habe. Dabei schliesst er die Augen, mimt die Bescheidenheit in Person, die ja nichts dafür kann, dass sie so intelligent ist, und alles zusammen hört sich gerade dadurch viel schwerwiegender an, als wenn er den Begriff ganz ausgesprochen hätte. Das war seine Rache für die Tatsache, dass der berühmte Autor berühmt geworden ist, während er, der bescheidene Doktor, immer noch verkannt ist.

Einmal bestellte der Schriftsteller am Redeschwall des Herrn Doktor vorbei eine neue Stange Bier, ohne dass dies bemerkt worden wäre. Möglich, dass der Schriftsteller sogar unbemerkt hätte abschleichen können. Aber er ist ein sehr höflicher Mensch. Vielleicht kommt er in neun Jahren wieder.

KÜRZESTGESCHICHTE

Skiflug

Die Ikarusse versuchen jedesmal ihren Flug, indem sie vom Backen abheben. Ihr Schicksal: abzustürzen, wenn auch mit Stil.

Dädalus, der alte Könner, fliegt hoch über ihnen vorbei, einen Kondensstreifen hinter sich lassend.

Heinrich Wiesner